

Dieses Buch  
vom großen Schicksal des deutschen Stammes  
der vor 800 Jahren die Gesittung des Abendlandes  
nach Südosteuropa trug  
und Geschlecht um Geschlecht schaffend und leidend  
des Erdteils Grenz wacht hielt  
wurde dem  
Herrn Bundespräsidenten Theodor Heuß  
im September 1950 zu München überreicht  
als die geflohenen Siebenbürger Sachsen  
die Wanderung ihrer Väter feierten  
und des Jammers der Brüder daheim im Vertrauen auf Gott  
in Liebe gedachten



Starnberg am See, 27. Oktober 1950

Sehr verehrter Herr Bundespräsident!

Ich hatte die Ehre, Ihnen bei der 800-Jahrfeier der Siebenbürger Sachsen in München vorgestellt zu werden. Wenn ich mir nun daraufhin erlaube, Ihnen die folgenden Zeilen zu schreiben, so bitte ich Sie überzeugt zu sein, daß mich eine sehr ernste Angelegenheit dazu nötigt.

Es handelt sich um eine schwerwiegende Gefährdung der geistigen Freiheit, und selbst wenn Sie mich nicht kennen, hätte ich Ihnen jetzt schreiben und Sie um Hilfe bitten müssen, denn Sie sind kraft Ihres Amtes der Einzige, der im letzten Augenblick ein drohendes Unheil abwenden kann.

Der Verlag Albert Langen-Georg Müller in München wird Ihnen, Herr Bundespräsident, ein Begriff sein. Seit fast 20 Jahren bin ich Autor dieses größten deutschen Dichterverlags, der von Herrn Gustav Pezold 1931 aus dem Zusammenbruch der beiden Firmen Albert Langen und Georg Müller geschaffen wurde. Das bürgerlich Bewahrende in der Dichtung zu fördern, war jederzeit das Ziel dieser Neugründung; dafür ist sie vor 1933 von links angegriffen worden; nachher hielt das Unternehmen gegen fortgesetzte nationalsozialistische Eingriffe seinen Kurs durch, obgleich eine Parteiorganisation, die DAF, es in Besitz genommen hatte. Die Eingriffe gipfelten 1937 in dem Anschlag, Langen-Müller unter die Zensur eines Zentrallektorats der DAF zu stellen, damit nicht "liberalistische Fußstapfen weiter ausgetreten werden können". Herr Pezold gab nicht nach und ließ sich fristlos entlassen, verhinderte aber durch seinen Widerstand die Verwirklichung der absurden Pläne, so daß der Verlag bis 1945 im bisherigen Geiste fortgeführt werden konnte. Auf dem Höhepunkt jenes Kampfes führen mehrere der wichtigsten Verlagsautoren nach Berlin und traten dort geschlossen im Namen ihrer Kollegen für Herrn Pezold ein, was als "staatsfeindliches Komplott" bezeichnet wurde und Bedrohungen durch die Gestapo auslöste. Wie damals fühle ich mich auch heute verpflichtet, für Herrn Pezold, einen der genialsten und saubersten deutschen Verleger, einzutreten, denn ich spreche damit für die Vernunft und Rechtlichkeit.



Verlag: Langen-Müller Verlag, München

Im Jahre 1943 verkaufte die DAF die unrechtmäßig in Besitz genommenen Geschäftsanteile dem Eher-Verlag. Infolgedessen kam es nach 1945 zur treuhänderischen Verwaltung des unter Vermögenskontrolle gestellten Langen-Müller-Verlags, und leider benützten nun etliche Konkurrenten die Gelegenheit, den Amerikanern Langen-Müller als "Nazi-Verdächtig" zu machen, um ihn zu beerben. Dies veranlaßte eine lange Behinderung seiner Tätigkeit, so daß fast die gesamte wertvolle Substanz an Verlagsrechten durch Pachtverträge an andere Firmen übertragen werden mußte, damit die Autoren nicht zu sehr geschädigt würden.

Im Herbst 1948 entschieden die zuständigen und damals noch weisungsberechtigten amerikanischen Dienststellen, es sei gegen die Wiederaufnahme der Verlagsarbeit nichts einzuwenden. Daraufhin betraute 1949 der Treuhänder Herrn Pezold mit der verlegerischen Wiederherstellung des Unternehmens. Anfang 1950 wurde mit der praktischen Arbeit begonnen, und im Mai kam die erste Veröffentlichung als programmatische Visitenkarte heraus: Weinhebers Sonettenkranz "Von der Kunst und vom Künstler". Ein Exemplar davon erlaube ich mir zu überreichen. Ich glaube, ein solches Bekenntnis zur Pflege der strengen Kunst wird Ihnen, Herr Bundespräsident, erwünscht sein.

Für die Pachtverleger war diese Entwicklung eine geschäftliche Enttäuschung, weil sie damit gerechnet hatten, die gepachteten Rechte entgeltlich verwerten zu können. Die unschönen Bemühungen einiger solcher Firmen gegen das Aufleben des Langen-Müller-Verlags und Herrn Pezold verdienten es, der Öffentlichkeit dargestellt zu werden. Gefährlich wurden die Bestrebungen, als sie einen mächtigen Helfer fanden: den Chef der HICOG-Dienststelle Information Services Division in Bad Nauheim, einen Mister Peter H a r t. Dieser Herr möchte den Verlag auf Grund des Kontrollratsgesetzes Nr. 2 vom Jahre 1945 verbieten. Ich glaube, soweit Jurist zu sein, um die Markwürdigkeit eines solchen Verbotes zu durchschauen, das sich gegen ein Unternehmen richten soll, das 1945 nicht liquidiert wurde, unter treuhänderischer Verwal-



tung bis zur Gegenwart zahlreiche Rechtsgeschäfte abschloß und seit 1950 mit Einwilligung und vollem Wissen der Besatzungsbehörde seine Produktion wieder aufgenommen hat. Ich bin auch nicht so geschäftsblind, um zu verkennen, daß der Zeitpunkt für die versuchte Stilllegung des Verlags - jetzt wenige Wochen vor Beginn des Weihnachtsabsatzes - ungewöhnlich geschickt gewählt wurde. Ich kann mir aber nicht denken, daß Herr McCloy diese Versuche duldete, wenn er den wahren Sachverhalt wüßte.

Von deutscher Seite betrachtet, handelt es sich hier, abgesehen von den während einer Besatzungszeit doppelt seltsamen Wegen der Konkurrenz, um einen auffallenden Eingriff in die Freiheit des geistigen Lebens. Der Verlag hat seine Tätigkeit längst bekanntgegeben und erhielt aus weiten Kreisen der Bevölkerung und der Presse viele Beweise froher Zustimmung. Ein Verbot würde als unbegreifliche Maßnahme der Amerikaner und als Rückfall in die Praktiken des Jahres 1945 betrachtet werden; es träfe ein literarisches Unternehmen, das im In- und Ausland hohes Ansehen genießt und unserem Volke bedeutende kulturelle Dienste leistete.

Seit Mitte September konnte sich der Verlag des mehrmals angedrohten, einmal schon verhängten, aber nochmals angehaltenen Verbotes erwehren. Jetzt soll die Entscheidung anfangs der nächsten, am 30. Oktober beginnenden Woche fallen. Es sieht so aus, als ob - ohne Hilfe - im günstigsten Falle eine Weiterführung unter neuem Namen erreicht werden könnte. Aber gerade der alte Name ist das wertvollste Kapital des Verlages weit über unsere Grenzen hinaus. Was es für uns Autoren bedeuten würde, die verlegerische und materielle Heimat zu verlieren, brauche ich nicht zu sagen.

Ich bitte Sie, Herr Bundespräsident, Ihren Einfluß geltend zu machen, um diese unsinnige Entscheidung, aber auch die andauernde "vorläufige" Behinderung des Verlags abzuwenden.

Ich bin mir klar, daß Sie die beste Auskunft über die Vergangenheit und die Pläne des Albert Langen-Georg Müller-Verlages nur von Herrn Pezold selbst erhalten können. Ich bitte Sie daher herzlich, ihn zu empfangen.



Er würde auf einen telegrafischen oder telefonischen Abruf so-  
gleich zu Ihnen reisen, wohin auch immer. Und ich bin überzeugt,  
daß Sie schon nach wenigen Minuten eines Gesprächs mit ihm die  
Notwendigkeit meines Briefes bestätigt sähen.

In der Hoffnung, daß Ihre Zeit es Ihnen gestattet, sich dieser  
wichtigen Angelegenheit anzunehmen, verbleibe ich

mit ehrerbietiger Empfehlung

Ihr sehr ergebener

Anschrift Pezold:

Gustav Pezold

München 38, Zuccalistraße 49

Telefon 31743

ikgs



Starnberg am See, 17. Januar 1951

Sehr verehrter Herr Bundespräsident!

Ich erlaube mir, Ihnen die letzte Nummer der Zeitschrift "Christ und Welt" zu überreichen, in der ich mich zu der von Ihnen vorgeschlagenen neuen Volkshymne äußere. Leider konnte ich weder dem Gedicht Schröders noch besonders der Reutterschen Melodie zustimmen, wie ich überhaupt für die Beibehaltung der bisherigen Hymne eintrete.

Indem ich also, freilich mit Gründen, die mir stichhaltig erscheinen, die in Aussicht genommene neue Hymne ablehne, bedauere ich allerdings sehr, eine andere Ansicht als Sie, Herr Bundespräsident, verfechten zu müssen. Aber gerade deswegen drängt es mich, Ihnen meinen Aufsatz selbst zu übergeben.

Leider strich die Redaktion - vermutlich, um Platz zu sparen - aus meinen Darlegungen einen Absatz, der mir wichtig war, da er eine erschütternde Episode schildert, die sich 1946 im Keller einer Münchner Ruine abgespielt hat. Es saß dort ein Elendshaufen von Deutschen und meist slawischen Fremden beisammen und fror erbärmlich. Ein Mann in abgerissener Soldatenuniform versuchte mit seiner Ziehharmonika die trostlose Stimmung vergeblich zu bekämpfen. Nach einer kleinen Pause ließ er plötzlich das Deutschlandlied leise erklingen. Das Stimmengemurmel verstummte sofort, die Gesichter rundum nahmen den Ausdruck eines ungläubigen Erwachens an, manche Augen füllten sich mit Tränen. Wie von einer Hand berührt, erhoben sich alle, die Deutschen und die Fremden. Es war ungeheuer, dies zu erleben: wie sie reglos standen und viele zu singen begannen, mitten im Grauen der Rechtlosigkeit. Ich glaube nicht, daß welche neue Hymne immer eine solche Macht über die Seelen ausüben vermöchte.

Indem ich herzlich dafür danke, daß Sie mir die Güte erwiesen haben, mich vor einigen Wochen zu empfangen, verbleibe ich

mit ehrerbietiger Empfehlung

Ihr sehr ergebener

i k g s



DER PRÄSIDENT  
DER  
BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

BAD GODESBERG , den 22.1.1951  
Viktorschöhe

Herrn

Dr. Heinrich Z i l l i c h  
Starnberg am See (Obb.)  
Josef-Fischhaberstr. 15

P e r s ö n l i c h !  
V e r t r a u l i c h !

Sehr geehrter Herr Z i l l i c h !

Freundlichen Dank für Ihren Brief vom 17. Januar 1951. Wie Sie sich denken können, erreichten mich in der Hymnensache jetzt mancherlei Schreiben, ohne daß ich bei meiner ungeheuren Belastung in der Lage wäre, im Argument hin und her den einzelnen zu antworten. Ich will mich auch jetzt nicht an der öffentlichen Diskussion beteiligen, so reizvoll dies für mich als alten Publizisten wäre und so sehr mich das gelegentlich reizt, zumal wenn jetzt auch theologische Auseinandersetzungen folgen.

Ein paar Dinge möchte ich Ihnen aber doch ganz persönlich sagen. Daß ich für die Bedeutung von Symbolen einigen Sinn besitze, glaube ich Ihnen nicht erst mitteilen zu müssen. Es sind so ziemlich alle Argumente, die in Ihren Darlegungen zum Ausdruck kommen, auch hier im Hin und Her erörtert worden, und niemand von uns ist so töricht, etwa die Kraft und Bedeutung der Haydnschen Melodie verkennen oder verkleinern zu wollen. Das Gedicht von Hoffmann freilich ist nun in manchen Darstellungen in eine etwas überraschende Legendenbildung geraten, als ob es seit 100 Jahren die Nationalhymne der Deutschen sei. Das ist sie vor 1914 gar nicht gewesen. Damals sang man das "Heil Dir im Siegerkranz" und "Die Wacht am Rhein" oder auch etwa in meiner Heimat das "Preisend mit viel schönen Reden". Das Deutschlandlied gehörte nicht bei den festlichen Anlässen zu den "Standardgesängen".

Ich bin selber nie Soldat gewesen, habe mir aber sagen lassen, daß es auch beim Militär kein Soldatenlied geworden war, da man darauf nicht marschieren könne. Das Lied hat dann eine, wenn Sie so wollen, sakrale Bedeutung bekommen durch den Kriegsbericht über den Sturm auf Langemark. Dieser Sturm auf Langemark wird, glaube ich, heute in der Geschichte des Feldzuges von 1914 als eine der sinnlosesten Opferung besten deutschen Blutes angesehen; von einer ungenügenden Führung veranlaßt, Vernichtung zahlloser junger Menschen, die das Offiziersgeflügel für die kommenden Feldzüge hätten darstellen sollen, überwiegend Akademiker, Techniker und Kaufleute. Es ist eine tragische Paradoxie, daß an diesen Vorgang sich die Legende



knüpfte. Ich gehe nicht so weit, wie ein Mann mit militärischer Kampferfahrung einmal meinte, dass bei dieser schutzlosen Opferung in einer Wiesenmulde garnicht gesungen worden wäre. Immerhin spüre ich natürlich, dass der heorische Bericht in sich Geschichtsgewicht erhalten hat.

Aus Ihrem Aufsatz darf ich dies spüren, dass auch Ihnen das Hoffmannsche Lied, zumindest in seinen ersten Versen, nicht gerade von starker sprachlicher und dichterischer Substanz zu sein scheint. Volkhaft im eigentlichen Sinne ist der Text ja kaum, da er reichlich programmatisch-didaktisch in dem Aufzähl.-verfahren der zwei ersten Strophen verfährt.

Wie dem nun auch sei, Sie dürfen überzeugt sein, dass irgendeine Rücksicht auf das "Missverständnis" des Auslandes über die erste Zeile mich keinen Augenblick beschäftigt hat, sondern die ganz einfache Erfahrung : Wir sind praktisch in dem Hymnenstreit drin, seit bei den Darbietungen des Deutschlandliedes, sogar bei Fällen, in denen garnicht gesungen, sondern nur Instrumentalmusik gegeben wurde, sich Zwischenfälle ereignet haben - Sitzenbleiben, Herausgehen, Prügeleien -. Man mag natürlich über die Remonstrierenden sich ärgern, man mag ihr Verhalten falsch beurteilen. Der Tatbestand als solcher ist realistisch zu sehen und wird von mir realistisch gesehen. Diese Vorgänge waren für mich die Veranlassung, nicht einfach zuzuwarten. Das wäre für mich ja an sich die bequemste Haltung gewesen ; denn darüber war ich mir keine Minute im Unklaren, dass ich bei diesem Vorgang ein gut Teil dessen, was an sogenanntem goodwill in diesem Jahr bei dem Bundespräsidenten Einkehr gehalten hat, riskieren würde, aber die Bequemlichkeit des Ausweichens vor ernststen Verhandlungen entspricht nicht meiner Natur.

Einen Überblick über die Resonanz habe ich noch nicht. Das, wäre persönlich zu uns ins Haus kam, war etwa zu dreiviertel Zustimmung, das, was auf die Suggestivrundfragen der Zeitungen erfolgte, ungefähr in der gleichen Grössenordnung, Ablehnung; Sprecher der Jugend, die sich als solche bezeichneten, ungefähr im gleichen Verhältnis dafür und dagegen.

Es ist mir nie eingefallen und wird mir nicht einfallen, irgendwie dem Deutschlandlied seine geschichtliche Würde kränken zu wollen. Es scheint mir, dass auch Sie dafür Sinn haben, dass eine Umdichtung des Hoffmannschen Textes eine halbe oder eine falsche Sache wäre. Da die Deutschen, etwa im Unterschied zu den Franzosen - auf deren Marseillaise immer hier und dort hingewiesen wird - ein Nationallied singen, was die Franzosen nicht tun, so wird bei einem offiziellen Absingen der Deutschlandhymne, darauf können Sie sich verlassen, bei einem Textangebot ein Wettgesang der stärkeren Stimmen mit verschiedener Wortfolge einsetzen.

Der Brief ist nun reichlich lang geworden. Er ist nur für Sie persönlich bestimmt. Ich darf Ihnen aber dies sagen, dass mir heute gegenüber einer noch so feindseligen oder bewegten geistesgeschichtlichen, literarischen und musikalischen Betrachtung ein Vorgang solcher Art wichtiger ist,



daß dieser oder jener Betriebsführer oder Vereinsvorsitzende mich wissen ließ, wie dankbar er für diesen Versuch von mir sei, weil bisher zum Abschluß von Betriebsfeiern, bei Ernennungen usw. usw. ein zusammenfassendes Lied gefehlt habe. Mein Versuch soll helfen, aus dieser Verkrampfung herauszuführen, die ja nun die Folge nicht der Niederlage von 1945, sondern der vorangegangenen 12 Jahre ist. Wie sich die Sache entwickeln mag, ist noch offen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

*Theodor Heuss*

GOHRSMÜHLE



Starnberg am See, 28. Januar 1951

Sehr verehrter Herr Bundespräsident!

Eine Erkrankung verhinderte mich, Ihnen sofort dafür zu danken, daß Sie sich die Zeit dazu genommen haben, meinen Aufsatz über die Hymnenfrage in einem so ausführlichen und freundlichen Brief zu behandeln. Ich möchte den Dank jetzt zum Ausdruck bringen und dabei versichern, daß ich die Gründe zu würdigen weiß, die Sie bewogen haben, eine neue Hymne vorzuschlagen. Es ist ja tatsächlich seit der Kapitulation unsicher, was unsere amtliche Hymne ist, und ein solcher Zustand muß einmal ein Ende finden.

Allerdings glaube ich, jene Unsicherheit konnte nur entstehen, weil mangels einer behördlichen Entscheidung die Meinung herrschte oder verbreitet wurde, daß die Sieger die alte Hymne nicht mehr wünschten, worauf die bei uns nie fehlenden Liebediener der Fremden jeden Sänger des Deutschlandliedes als Nazi verschrien. Parteigegensätze ließen sich damit ebenso schüren wie die Lust zu Prügeleien und Kundgebungen.

Die Rückwirkung auf die Anhänger der Hymne liegt auf der Hand. Jetzt halten sie an dieser umso treuer fest; das wird besonders für die Millionen gelten, die unter der Entnazifizierung litten - fast jede Familie zählt in weiterem Sinne dazu; ihnen erscheinen die Demonstranten gegen die Hymne als Volksfeinde und als die gleichen Leute, von denen sie verfolgt wurden. Diese Überzeugung tritt nicht laut hervor; es gibt ja unzählige gebrannte Kinder. Es läßt sich aber täglich feststellen, daß die in der Abkehr vom öffentlichen Leben gebildete Volksmeinung wichtigen Fragen gegenüber erstaunlich einheitlich ist und sich keineswegs immer mit dem deckt, was die Parteien, die Presse und gar die Lizenzblätter sagen.

Die Quelle dieser bemerkenswerten Entwicklung erblicke ich, so verblüffend es klingen mag, wirklich in der Entnazifizierung. Sie war bei der Leichtigkeit, mit der sich die Deutschen ins moralische Bockshorn jagen lassen, wenn man ihr Gerechtigkeitsgefühl anruft, ein Segen, obschon natürlich ein Unrecht; ein Segen deswegen, weil sie sofort auf allgemeine, zur Ohnmacht gezwungene Ablehnung stieß und dadurch die Gefahr bannte, daß sich das Volk unter den Anklagen des Auslandes und infolge der beschämenden Aufklärung über die dunklen Vorgänge während des Dritten Reichs innerlich in Engel und schwarze, schuldbewußte, wenngleich unschuldige Schafe unheilbar aufspaltete; sie brachte zu unserem Heil eine geschlossene Wendung aller gegen die kleine Gruppe der Entnazifizierer zustande und stärkte wie die Handlungen der Sieger den Volkszusammenhalt. Das Schlimme dabei ist freilich, abgesehen vom erduldeten Leid und vom Hochkommen einer Nutznießerschicht der Entnazifizierung, daß nun beim Volk auch viele vernünftige Parolen und Maßnahmen auf Kühle und Ablehnung stoßen; dazu gehört der neue Staatsaufbau, die Glaubwürdigkeit der Demokratie, vom parlamentarischen und Parteitreiben zu schweigen.

Bei Einführung einer neuen Hymne wird mit dieser noch stummen Einheitlichkeit im Denken des Volkes zu rechnen sein, angesichts derer die öffentlichen Äußerungen so häufig schemenhaft erscheinen.



Mir macht es immer den Eindruck, als wartete das Volk darauf, daß endlich die Worte, die es auf der Zunge trägt, ausgesprochen werden. Wer das zu tun vermag, wird seine Gleichgültigkeit entsiegeln.

Sicherlich war die Aufopferung der Freiwilligen-Regimenter bei Langemark ein schwerer Fehler; ich halte es sogar für möglich, daß diese Soldaten das Deutschlandlied gar nicht sangen. Sie hätten es aber singen können! Darum ist die Legende, ob sie sich ereignete oder nicht, im Kern wahr. Die junge Kriegsgeneration von damals, der ich selbst angehöre, war bereit, mit diesem Lied auf den Lippen zu stürmen. Es läßt sich auf die Hymne nicht marschieren; man hörte sie beim Militär nur stillstehend und meist schweigend an; doch auch während des zweiten Weltkriegs trugen die Soldaten sie ganz selbstverständlich im Herzen.

Darf ich - ich bin ja ein Erzähler - Ihre Geduld noch für eine Anekdote in Anspruch nehmen? Als ich 1919 von den Rumänen, die sich meine Heimat einverleibt hatten, aus einem blutjungen Kaiserjägerleutnant zum rumänischen Reserveoffizier gemacht wurde und plötzlich mit aufgestülptem <sup>französischem</sup> Stahlhelm vom Besiegten zum Sieger veredelt gegen Béla Kun marschieren mußte, stand beim Regiment auch ein verkommener Landsmann von mir, ein Oberleutnant, der nach kurzer Krankheit in einem Pußtanest starb. Seinen letzten Willen vollzog ein Zigeuner. Dieser Kerl kam, als die drei Salven überm Grab verschossen waren, plötzlich mit fünfzig zerlumpten Gesellen aus dem Gebüsch des Friedhofs hervor. Wir erstarrten. Sie setzten die Geigen ans Kinn und fiedelten "Deutschland über alles". Uns Deutschen in der aufgezwungenen Uniform lachte das Herz auf. Der Wüstling, für den wir uns so oft hatten schämen müssen, triumphierten mit diesen Klängen noch im Tode über unsere Unfreiheit. Die Rumänen, deren Krieg gegen die Kommunisten wir freilich bejahten und die uns doch auch als Widersacher erschienen, lauschten fassungslos, denn das Lied war bei ihnen als die Hymne der Weltkriegsgegner streng verboten. Ehe sie sich errafften, waren mit den letzten Tönen die Musikanten spurlos verschwunden.

Verehrter Herr Bundespräsident, ich bitte Sie, es mir nicht zu verübeln, wenn ich zu äußern wage, daß die Einwendungen gegen das Deutschlandlied verstummen würden, sobald Sie sich für dessen Beibehaltung als unsere Volkshymne entscheiden wollten. Was auch immer gegen das Lied vorgebracht werden kann, es wiegt gering gemessen an der lebendigen Verwurzelung der Hymne im Bewußtsein und im Herzen des Volkes.

Mit ehrerbietiger Empfehlung  
Ihr sehr ergebener



14. März 1956

Sehr verehrter Herr Bundespräsident!

Ich danke Ihnen von Herzen für die Geldspende, die Sie mir durch Herrn Ministerialdirigent Bott überweisen ließen. Sie haben meiner großen Familie damit für einige Zeit Sicherheit gegeben und mir die Möglichkeit, wenigstens in den nächsten Wochen ruhiger zu arbeiten, als ich es in den verfloßenen Monaten tun konnte.

Bei meinem Freund Bernt von Heiseler, der Sie ohne mein Wissen auf meine schwierige Situation aufmerksam gemacht hatte, erkundigte sich Herr Bott, ob die Landsmannschaften wüßten, wie es mir wirtschaftlich gehe. Ich bin als Sprecher der Siebenbürger Sachsen in Deutschland in einem Ehrenamt, mit dem nach alter siebenbürgisch-sächsischer Überlieferung keine Einkünfte verbunden sind; und daran möchte ich mich halten, ganz abgesehen davon, daß meine Landsmannschaft, als einer der kleinsten Flüchtlingsverbände, für solche Zuwendungen keine Mittel hat.

Darf ich, sehr verehrter Herr Bundespräsident, die Bitte aussprechen, mich zu empfangen, wenn mich landsmannschaftliche Aufgaben wieder nach Bonn führen? Ich würde Ihnen gerne die Ursachen der Not aufdecken, in die ich und viele andere deutsche Schriftsteller geraten sind.

Mit ehrerbietiger Empfehlung  
Ihr sehr ergebener

i k g s



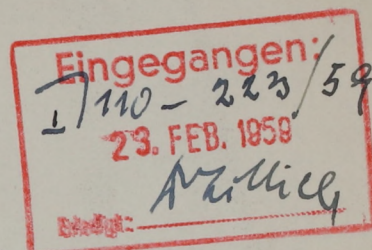
THEODOR HEUSS

BONN, 21. Februar 1959  
Koblenzer Straße 135

Herrn

Dr. Dr. h.c. Heinrich Zillich

1. Bundesvorsitzender der  
Landsmannschaft der Siebenbürger  
Sachsen in Deutschland e.V.



M ü n c h e n    2

Sendlinger Str. 48, III

Verehrter Herr Dr. Zillich!

Sie nehmen bitte den Dank für Ihre so freundlichen Worte zu meinem Geburtstag auch mit der unvermeidlichen Verspätung entgegen. Die Nachsicht der Mitmenschen ist ja die Basis meiner Existenz geworden.

Was Sie von meinem Verhältnis zu Sieb~~e~~nbürgen sagen, ist richtig. Ich bin zwar leider nie nach Kronstadt oder Hermannstadt gekommen, aber es war vor allem die Figur von Stephan Ludwig Roth, die mich immer sehr lebhaft beschäftigt hat.

Mit freundlichem Dank für die Gesinnung, die Sie zum Ausdruck brachten,

Ihr